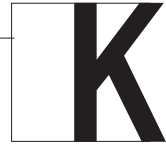


Stefan Klöckner | Essen

geb. 1958, Dr. theol., Professor für Musikwissenschaft an der Folkwang Universität der Künste Essen

kloeckner@folkwang-uni.de



Die Teflon-Strategie

Flucht vor der Krise – „wir worshippen jetzt“

Kennen Sie „Hygge“? Dieses relativ neue, aus dem Dänischen stammende Konzept einer allumfassenden „Verkuschelung der Welt“ (so Anna Gien in der ZEIT)¹ erfreut sich offensichtlich wachsender Beliebtheit und scheint sich wie eine moderne Biedermeier-Mentalität in unserer problemüberladenen Zeit immer mehr zu etablieren. Als „Bibel“ des Hygge fungiert der Bestseller *Hygge – ein Lebensgefühl, das einfach glücklich macht* des dänischen Glücksforschers Meik Wiking. Der Umschlagtext des Buches erklärt, was Hygge eigentlich ist: „Von ‚Kunst der Innigkeit‘ über ‚Gemütlichkeit der Seele‘ und ‚Abwesenheit jeglicher Störfaktoren‘ bis hin zur ‚Freude an der Gegenwart beruhigender Dinge‘, ‚gemütliches Beisammensein‘ oder gar ‚Kakao bei Kerzenschein‘ – Hygge ist warmes Licht und ein kuscheliges Sofa, Picknicken im Sommer und Glögg trinken im Winter. Und Hygge ist eine Haltung, die man lernen kann.“² Ist es aber auch eine Haltung, die man lernen *sollte*? Wohl kaum, wenn es um eine Handlungsmaxime im Umgang mit den Herausforderungen unserer Zeit geht.

Da rasen zwei Züge ungebremsst aufeinander zu: Zum einen scheint sich die Komplexität der politischen und gesellschaftlichen Schwierigkeiten derzeit fast täglich mit sich selber zu multiplizieren: Die Vorgänge im öffentlichen Raum sind schier unberechenbar geworden und hinterlassen bei vielen Menschen das Gefühl des Nicht-mehr-Beeinflussbaren. Wo das gesellschaftliche Gefüge vor wenigen Jahren noch einigermaßen klar und geordnet erschien, ist inzwischen ein Chaos eingetreten, in dem heute anscheinend das Umgekehrte von dem gilt, was

1 A. Gien, *Die Verkuschelung der Welt*, in: Die ZEIT 11/2019 (07.03.2019), 35.

2 M. Wiking, *Hygge – ein Lebensgefühl, das einfach glücklich macht*. Köln 2018. Hinterer Umschlagtitel.

gestern galt – und morgen droht sich wieder alles umzudrehen. Über Fakten ist kaum noch Konsens zu erzielen; passt jemandem etwas nicht, so reicht es, das als „Fake-News“ zu bezeichnen – und der Übermittler der Nachricht wird dann zum Vertreter der „Lügen-Presse“.

Das alles trifft auf den entgegenkommenden Zug: eine Generation von (jungen) Menschen, die für derart massive Konflikte weder mental noch sachlich zugetestet erscheinen. Der Begriff der „Generation Schneeflocke“ (*snowflake generation*) macht die Runde: junge Menschen mit einem deutlich erhöhten Bedürfnis an Zuwendung und Anerkennung – bei gleichzeitig sinkender Frustrationstoleranz und zunehmender Vulnerabilität. Zwar fehlen noch flächendeckende Untersuchungen zu diesem Phänomen in Europa; in den USA aber wurde bereits festgestellt, dass die Generation der um die Jahrtausendwende Geborenen extreme Verhaltensänderungen an den Tag legt: Nicht mehr das Streben nach persönlicher Unabhängigkeit steht im Vordergrund, sondern der Wunsch nach Rückzug in den überschaubaren individuellen Bereich, möglichst aus allen Konflikten heraus. Rationale Herausforderungen und emotional nicht zufriedenstellende Reaktionen der Umwelt werden ausgeblendet, nicht genehme Fakten negiert.

Die Last der Freiheit

Dass diese Verhaltensweisen angesichts der aktuellen Herausforderungen große Gefahren in sich bergen, dürfte klar sein. Die Last der Freiheit ist offenbar zu groß geworden, und man scheint ihrer müde zu sein. Eine verführerische Sehnsucht nach biedermeierlicher Weltflucht ist die Folge. Und genau jetzt kommt Hygge ins Spiel – man braucht die Schwierigkeiten nur nicht wahrzunehmen, und alles ist wieder im kuscheligen Lot. Denn wie erläutert es der dänische Glücksprophet Meik Wiking in seinem Buch? Das wichtigste Gefühl sei es, „in Sicherheit zu sein, abgeschirmt von der Welt, an einem Ort, wo wir nicht wachsam sein müssen“³. Oder an anderer Stelle: „Frieden – keine Dramen. Über Politik reden wir ein andermal.“⁴ Weit weg sein von Brexit, GroKo, Trump und Kim.

Die kirchliche Teflon-Strategie

Und womöglich noch weiter weg sein von der Kirchenkrise, von Missbrauch, Bischofsstreit und dem riesigen Haufen an theologischen, pastoralen und praktischen Problemen, die den kirchlichen Verantwortlichen derzeit auf die Füße und den Gläubigen auf die Nerven fallen: Welche(r) Katholik(in) wäre die Last nicht gerne los, die durch das Dickicht der aufgestapelten Skandale und aufge-

³ Ebd., 6

⁴ Ebd., 47

schobenen Entscheidungen geradezu untragbare Ausmaße angenommen hat? Es scheint, als haben sich in der Kirche zwei Vorgehensweisen herausgebildet, wie mit dieser komplexen Situation umzugehen sei; diese beiden Strategien stehen sich zunehmend unversöhnlich gegenüber – wie auch ihre Protagonisten, und das öffentlich wahrnehmbar bis in die Bischofskonferenzen hinein. Eine Gruppe hat die Zeichen der Zeit verstanden und nimmt die Herausforderungen an: Wenn auch (für manches wohl zu) spät, so werden doch Umorientierungen vorgenommen, um Problemlösungen zu finden. Das ruft die Gegenkräfte hervor: Teils im Ton gemäßigt konservativ, teils fundamentalistisch verbissen warnen sie davor, die Lehre der Kirche weiterzuentwickeln, sei deren Unveränderlichkeit doch die einzig stabile und verlässliche Größe in einer ständig sich wandelnden Welt.

Diese ideologische Dichotomie ist nicht neu – wer fühlt sich nicht an die Mauern des Konservatismus erinnert, die Papst Johannes XXIII. zum Beginn des II. Vatikanischen Konzils mit seiner Eröffnungsrede einreißen musste! Wo sich ein auf Argumentation gründender Diskurs schwierig gestaltet, haben die *terribles simplificateurs* ein leichtes Spiel – vor allem die auf konservativer Seite: Die Probleme betreffen aus ihrer Sicht nur die moderne und strukturell der Gesellschaft angegliche Kirche – und sie betreffen sie nicht nur, sondern sie werden von dieser Kirche verursacht, eben weil diese modern (statt traditionell ausgerichtet) und mit der Gesellschaft verwoben ist (statt auf ein geistliches Reich hin orientiert)! Da lässt sich dann in einem Aufwasch auch die andere Rechnung begleichen, die schon seit Jahrzehnten in manchen Schubladen aufbewahrt und nun der sturmgepeitschten kirchlichen Öffentlichkeit präsentiert wird: Schuld an allem ist natürlich das letzte Konzil, das alles dies gefordert und gefördert hat! Es macht bei dieser Generalabrechnung inzwischen keinen Unterschied mehr aus, ob man vom „Geist“ oder vom „Ungeist des Konzils“ spricht – schließlich hat es nicht umsonst in den viel gescholtenen „liberalen“ 60er Jahren des 20. Jahrhunderts stattgefunden. Aber: Die symptomatischen Indikatoren der Krise nun als vermeintliche Ursache gerade der gebeutelten Kirche in die Schuhe schieben zu wollen, ist nicht nur widersinnig, sondern perfide.

Der „heilige“ Rest und der „schäbige“ Rest

Mit komplexen und kontroversen theologischen Diskussionen oder schwierigen Prozessen einer Gemeindeerneuerung kann man aber offensichtlich keine Menschen gewinnen – insbesondere keine Jugendlichen, die sich an den scharfen Kanten des gesellschaftlichen Diskurses nicht schneiden wollen. Wo sich die verfasste Kirche mit ihren brüchigen gemeindlichen Strukturen nicht mehr für eine Beheimatung anbietet, da haben sich im Laufe der letzten Jahre Parallelwelten installiert, die sich geradezu verführerisch als Ausweg und Alternative präsentieren. Fast alle sind aus dem Impetus heraus entstanden, dass die aktuell vorhandene

kirchliche Struktur nicht mehr zu retten sei, dass man also durch eine erneute Missionierung der Gesellschaft den Glauben neu implementieren und dafür eine neue Form von Kirche finden müsse. Ob es sich nun hierbei um charismatische, neokatechumenale oder „Gott ist gut“-Kampagnen handelt – ihnen eignen auffällige *Gemeinsamkeiten*:

Die Menschen werden aus der vorhandenen maroden „Sozietät Kirche“ heraus in eine neue („wahre“) ideelle Kirche gerufen – *ecclesia extra ecclesiam* –, die sich im erneuerten Geist von der morschen Institution absetzen will und Zukunft verheißt. Fast automatisch entsteht eine Spaltung zwischen diesen „wahren Christen“ und dem müden Rest, der sich noch um die „alte Kirche“ müht, welche am Abgrund steht und bald alle Relevanz eingebüßt hat.

Es geht nicht um die soziale Dimension des Glaubens, um die Bewahrung der Schöpfung und die Schaffung einer sozial gerechten Ordnung; die Ausrichtung zielt viel eher auf das Individuum hin: „Ich und mein Glauben“, „Ich und meine Erlösung“ ... Es handelt sich hier um einen neuen Pietismus sui generis, der jedoch weitgehend ohne Weltverantwortung bleibt.

Gemeinsame Events jenseits des Alltags, die immer eine besondere emotionale Faszination ausüben, sollen das identitäre Gefühl der Herausgerufenen stärken. Das soll Kraft geben und Schutz vor Anfechtungen und kritischen Fragen bieten. Und es soll das Gefühl der Beheimatung und Zugehörigkeit stärken – als sei das Hygge-Manifest von Wiking die Agenda: „Wir sind dein Stamm. Dies ist ein Ort des Friedens und der Sicherheit.“⁵ Anna Gien schreibt dazu in ihrem bereits erwähnten Artikel in der ZEIT: „Die Hygge-Glückstipps propagieren ein ganzes Arsenal an Details der Wohlfühlpanzerung, die notwendig zu sein scheint, um sich von den Bedrohlichkeiten des Lebens abzugrenzen. Worin genau diese Bedrohung bestehen soll, bleibt jedoch unklar. (...) Die Hygge-Fans scheint das Heraufbeschwören einer diffusen Gefahr, die in erster Linie ‚dunkel‘ und ‚fremd‘ ist und gegen die ein völkisch-nationalistisches Wir-Gefühl aufgefahren wird, nicht zu stören.“⁶

Was Wunder, dass diese Initiativen und Tendenzen von kirchlich und gesellschaftlich konservativer bis rechtspopulistischer Seite so massiv ideell unterstützt und propagandistisch gefördert werden – wie auf einschlägigen Internetseiten (z.B. „kath.net“) mehrfach und umfangreich nachzulesen ist. Das dort verbreitete Bild von „engagierter Jugend“ spricht für sich: Deren vielversprechender Teil hat seine beglückende persönliche Glaubenserfahrung z.B. bei einem „Gott ist gut“-Event gemacht (für das der Adels-Journalist Alexander von Schönburg in der „Tagesspost“ vor kurzem kräftig die Reklametrommel rührte) und legt nun zusammen mit der glücklichen Familie emphatische Glaubenszeugnisse ab für das Reich des

5 Ebd.

6 A. Gien, *Die Verkuschelung der Welt* [s. Anm. 1].

himmlischen Vaters, zu dem man gehört und das man nicht verlieren will. Der in Augen dieser Publizisten inakzeptable und ständig kritisch zu beäugende Teil der Jugend hat eine konkrete Symbolfigur: Greta Thunberg – unbequem insistierende Umweltaktivistin (für manche nur eine notorische Schulschwänzerin), die eine Jugend „aufstachelt“, welche „noch nie eine eigene Stromrechnung bezahlt hat“ (so die AfD-Politikerin Beatrix von Storch) und der die Greta-Gretchenfrage nach den eigentlichen Motiven ihres Handelns („Tagespost“) noch zu stellen sei.

Synodale (um nicht zu sagen: demokratische) Strukturen sind ebenfalls suspekt, haben sie doch scheinbar maßgeblich zum Niedergang der „alten“ Kirche beigetragen. Hier geht es nicht um den Diskurs und das Ringen um einen neuen gemeinsamen Weg, sondern allein um das Loben und Preisen, das Glauben und Bekennen, das Händeheben und Jubeln. Die große Gemeinschaft zählt, der/die Einzelne geht in ihr auf. Dafür ist auch alles sauber aufgeräumt und gut vorsortiert an seinem Platz: Gott, der Schöpfer – genauso wie sein Widersacher, der Teufel. Die Glaubensinhalte sind klar, die (Er-)Lösung ist einfach! Und wenn es Fragen gibt, dann hat sie Gott sie schon längst beantwortet – in der Heiligen Schrift, die reichlich zitiert und möglichst wörtlich ausgelegt und verstanden wird. Wo dann trotzdem Fragen übrigbleiben, hat man ja noch Gottes Interpreten, die geistlichen Führer. Diese sanft tönenden Oberen bieten sich an, wenn für die/den Einzelne(n) die Last der freien Entscheidung zu schwer geworden ist. So konstituiert sich hinter den Fassaden des Glaubensjubels eine hierarchische Struktur – schmusig im Ton, aber beinhart in der Sache. Würde man die allzu menschliche Seite der Kirche nicht kennen, so könnte man darüber erstaunt sein, dass es gerade diese Hierarchie ist, die für einige (vom „Neid-fever“ erfasste) Oberhirten viel Charme entfaltet. Der dürfte aber spätestens dann schlagartig verschwinden, wenn man sich vor Augen hält, wohin derart hierarchisch gesteuerte Bewegungen z.B. auf radikal-evangelikalen Events (und das auch in Deutschland) bereits geführt haben: Wo Tausende von Jugendlichen unter suggestiv inszenierter Ausschaltung des Verstandes und mit raffiniert manipulativ eingesetzter Musik aufgepeitscht und in eine spirituelle Massenhysterie hineingelotst werden, die sie nur noch Opfer, aber nicht mehr mündige Glaubende sein lässt – da ist die Grenze zum geistlichen Missbrauch längst überschritten, und überwunden geglaubte politische Abgründe vergangener Zeiten tauchen wieder auf.

„Praise and worship“ als Begleitmusik?

In der letzten Karnevals-Session geisterte ein etwas boshafter Satz durch die kirchliche Szene. In Karikatur eines bekannten Werbespruchs hieß es da: „Alle 10 Minuten tritt einer aus der Kirche aus – ich worshippe jetzt!“ Offensichtlich war manchem aufgefallen, dass zunehmend ein neues musikalisches Repertoire in die Kirche Einzug halten will: die „Lobpreis“-Lieder, die aus einer evangelikalen

amerikanischen Musikindustrie als Massenware nach Europa hinübergeschwappt sind, wo inzwischen auch eine eigene Produktion eingesetzt hat. Diese Lieder gehören zum (pseudo)modernen Gewand der konservativen Neumissionierungen; sie möchten so wirken, als seien sie direkt auf jugendlichen Musikgeschmack zugeschnitten und könnten zum Image des Zeitgemäßen und Aktuellen beitragen. Die Grenzen zum bisherigen poplarmusikalischen Bereich sind inzwischen fließend; Differenzierungen sind angebracht.

Das kirchenmusikalische Repertoire – insbesondere der Kanon der Kirchenlieder – hat sich zu jeder Zeit erweitert und erneuert. Das ist nicht nur legitim, sondern auch notwendig, denn auf diese Weise hinterlässt jede Zeit ihre unverwechselbaren Spuren im „Schatz der Kirchenmusik“ (SC 114), der auch durch ständige Erweiterung gepflegt werden muss (SC 121). Es war konfessionsübergreifend ein großer und wichtiger Schritt, als in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Populärmusik (als klingender Ausdruck einer kirchlichen Jugendpastoral) aus ihrem Ghetto herausgeholt und als gleichberechtigter Teil in das Gesamtspektrum der Kirchenmusik integriert wurde. Damit war aber auch verbunden, dass diese Lieder – wie alle Kirchenmusik aus allen Zeiten – einer ehrlichen Evaluation unterworfen waren: War ihre Rezeption von Dauer? Haben ihre Aussagen heute noch einen Platz? Wie sind Qualität des Textes und der musikalischen Faktur zu bewerten? Handelt es sich um das Niveau künstlerischen Schaffens, das die Kirche als Maßstab anlegt, wenn es um die Feier der Liturgie und um die Ästhetik geht? Dass es Lieder gab (und zwar nicht wenige), die sich aus diesen Gründen, z.B. bei der Erstellung des neuen Gesangbuches, eben nicht durchgesetzt haben und auf dem großen Komposthaufen der Kirchenmusikgeschichte gelandet sind, ist normal; und es ist beruhigend, weil notwendig! Man könnte also auch jetzt die Entwicklungen gelassen abwarten – denn *Praise and worship* ist ein in hohem Maße zeitbedingtes Phänomen. Manches ist – nicht zuletzt aufgrund des professionellen Engagements der letzten Jahre – tragbar, einiges handwerklich sogar richtig gut geworden. Insofern dürfte das Vorgehen, den „Lobpreis“ in das Gesamtspektrum der professionellen Kirchenmusik zu integrieren, der richtige Weg sein, um eine durch lustvolle Selbstviktimsierung hervorgerufene Ghettobildung mit handwerklichem Freifahrtschein zu verhindern. Und das ist dringend angeraten, denn sehr vieles ist hier nach wie vor unerträglich.

Die Texte⁷

Die Lieder sind nicht für liturgische Kontexte verfasst, schon gar nicht für die formal und inhaltlich streng geregelte katholische Messliturgie. Das ist in der Kirchenliedgeschichte nun nichts prinzipiell Neues; auffällig sind aber in den

7 Textbeispiele aus Liedern in *Feiert Jesus!* Bd. 1. Holzgerlingen ¹²2013 und Bd. 5. Holzgerlingen 2017.

zahlreichen Sammlungen mit fast unüberschaubaren Massen an immer gleichem Liedgut so manche Schieflagen in den theologischen Schwerpunktsetzungen:

- Das „Ich“ steht vor dem „Wir“! ICH lebe im Dunkeln, dann kommt Jesus und geht mit MIR ... und wenn auch der Feind hinter einem her ist und „die ganze Erde bebt, ich halte alles aus, weil Jesus mit mir geht“. ICH bete, ICH glaube, ICH sehe und fühle, ICH bin frei von Angst, ICH habe Jesus als Begleiter. Diese Textbausteine finden sich in mindestens jedem zweiten Lied.
- Die Glaubensgemeinschaft, das WIR, wird nicht im kirchlichen Sinne als Weggemeinschaft verstanden, in der Hören und Handeln eine untrennbare Einheit bilden. Das WIR ist eine Versammlung von isolierten Individuen, die im Anbeten und im Lobpreis nebeneinanderstehen. Wenn inzwischen in den einschlägigen Liederbüchern thematische Gliederungen vorgenommen werden („Gott vergibt“, „Lob und Dank“, „So ist Gott“, „Anbetung und Lob“), so ist die Zuordnung der einzelnen Lieder aufschlussreich. Unter der Überschrift „Mitten im Leben“⁸ findet man entweder Sprachbilder einer kaputten Welt („Die Welt ist aus den Fugen, Gebäude stürzen ein. Die Pfeiler, die uns trugen, erweisen sich als Schein“) oder „Ich“-Lieder: „Sei still, mein Herz“, „Zeig mir deine Wunden“, „Sei du der Mittelpunkt in meinem Leben“, „Das, was ich brauche, bist du“ etc.
- Die soziale und sakramentale Dimension von Kirche fehlt völlig. Weltverantwortung bedeutet in diesen Liedern etwas anderes: Die Welt vor den Toren des Raumes, in dem Lobpreis und Anbetung stattfinden, ist eine feindliche, böse und im besten Fall notwendigerweise noch zu bekehrende Welt, für deren Mission man sich im Lobpreis stärkt und gegen den Zeitgeist zu immunisieren versucht: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen, denn Gott ist Gott, und was er will, ist gut. (...) Man sagt uns: ‚Geh mit der Zeit, das geht los, mach’s doch wie alle!‘ Wer sich die Masse zum Maßstab nimmt, tappt in die Falle!“⁹

Die Musik

Die musikalische Gestalt zahlreicher Gesänge fällt durch einen ausgesprochen gefälligen Charakter auf: Süßliche Melodien (vielfach klingt noch die Herz-Jesu-Schmerz-Sentimentalität der ursprünglichen Kultur – USA – durch) hinterlassen nicht selten ein heftiges ästhetisches Sodbrennen: Diese klingenden Donuts mit hohem harmonischem Zuckergehalt und geringem stilistischem Nährwert sind eigentlich Reminiszenzen an eine Popmusikwelt, die schon mindestens 40 Jahre hinter uns liegt. Verglichen mit vielen Melodien, die in den letzten Jahrzehnten z.B. aus Skandinavien oder Lateinamerika zu uns gekommen sind und die hin-

8 *Feiert Jesus!* Bd. 5, ab S. 185. Die Texte der im Folgenden zitierten Lieder finden sich ebd., 198 u. 203–206.

9 Aus dem Lied *Gott gehorchen*. Text: W. Tost / T. Lehmann, in: *Feiert Jesus!* Bd. 1, 242 [s. Anm. 7].

sichtlich ihrer musikalischen Faktur viel Qualität und Emotion zu bieten haben, können sie in keiner Weise mithalten – zumal sich die harmonischen und melodischen Pattern oft wiederholen und rascher abnutzen als die berühmten vier Akkorde, aus denen eine Zeit lang fast alle italienischen Schlager bestanden: „Felicità ...“. Eigentlich eine perfekte „Hygge“-Musik mit vollkommenem Teflon-Effekt: Alle fühlen sich wohl, und nichts bleibt haften! Man lässt sich in die singende, summende und mit den Händen hin und her wiegende Gemeinschaft hineingleiten wie in eine warme Badewanne: Das Lied ist schön, Gott ist toll – und die böse Welt ist weit, weit weg!

Es ist eine große Versuchung, eine solche Begleitmusik der neopietistischen Weltflucht in der gegenwärtigen Krise zu instrumentalisieren. Und es ist ein großer Irrtum anzunehmen, dass sich dadurch auf Dauer Menschen an die Kirche(n-gemeinden) binden oder gar zur Mitarbeit inspirieren lassen: Die Rekrutierung von Gläubigen nach dem Modell *ecclesia extra ecclesiam* ist für die zurückbleibende Kirche letztlich immer zu einem Verlustgeschäft geworden – das sollten sich alle vor Augen führen, die sich durch entsprechende taktische Überlegungen einen späteren gemeindlichen Zugewinn an (jugendlichen) Scharen versprechen.

In die Mitte der Kirche

Es sind keine leichten Zeiten für Menschen christlichen Glaubens in Europa, und für Katholik(inn)en schon gar nicht. Das gab es in der Geschichte der Kirche öfter – und immer wieder hat in solchen Krisenzeiten auch die Musik eine große Rolle gespielt. Ob es die Psalmen sind, die in ihrer thematischen Vielfalt viele innere und äußere Konflikte widerspiegeln (nur ein kleiner Teil sind „Loblieder“ – und doch heißt das ganze Buch *ʾhillim* – „Preisungen“) – oder die theologisch-katechetisch geprägten Lieder der Reformation und Gegenreformation: Die Kirchenmusik zielt in die Mitte der ganzen Kirche als Gemeinschaft und ist weder für Events reserviert noch für Splittergruppen. Sie versteht sich als Teil des kirchlichen Sendungsauftrags – und der lautet (mit Blick auf alle Menschen), das *propter nos homines et propter nostram salutem* des göttlichen Heilswillens in der Gesellschaft heute erfahrbar zu machen. Mag die Kirche noch so kompromittiert und ihre äußere Gestalt noch so verbeult sein: Das ist und bleibt ihre wichtigste Aufgabe! Alle Instrumentalisierungen sind daher genauso zum Scheitern verurteilt wie die isolatorischen Bestrebungen selbstgefühlter „heiliger Reste“.

Dietrich Bonhoeffer sprach 1935 im Predigerseminar Finkenwalde über den untrennbaren Zusammenhang zwischen kirchlicher Musik und sozialem (bzw. politischem) Engagement. Sein Satz ist berühmt geworden: „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen!“ Er sei allen ins Stammbuch geschrieben, die – aus welchen Gründen auch immer – meinen, „Hygge“ sei eine zukunftsweisende kirchenmusikalische Strategie.